Douglas Porch, Counterinsurgency. Exposing the Myths of the New Way of War, Cambridge [u. a.]: Cambridge University Press 2013, XIII, 434 S., £ 19.99 [ISBN 978-1-107-0738-1]

Lukas von Krshiwoblozki, Asymmetrische Kriege. Die Herausforderung für die deutsche Sicherheitspolitik im 21. Jahrhundert, Marburg: Tectum 2015, 796 S., EUR 49,95 [ISBN 978-3-8288-3513-9]

Besprochen von **Martin Rink**: Potsdam, E-Mail: PhilipMartinRink@bundeswehr.org

<https://doi.org/10.1515/mgzs-2017-0148>

Die als »asymmetrisch« bezeichneten Konflikte sind ein Kennzeichen des frühen 21. Jahrhunderts. Zu Recht werden diese »neuen« oder »kleinen« Kriege in den Zusammenhang mit Kolonial- oder Imperialkriegen gerückt. Die Literatur zum Thema ist in jüngerer Zeit rasant angeschwollen, so Martin van Crevelds »Transformation of War« (The Most Radical Reinterpretation of Armed Conflict Since

Clausewitz, New York 1991, dt. Die Zukunft des Krieges, München 1998) oder Dierk Walters »Organisierte Gewalt in der europäischen Expansion, Gestalt und Logik des Imperialkrieges« (Hamburg 2014). Das Thema ist so neu aber nicht: Der Praxisratgeber von Charles Callwell zur Führung von Imperialkriegen gilt bis heute als Klassiker (Small Wars: Their Principles and Practice, London 1896). Die hiermit verwobene Aufgabe der Aufstandsbekämpfung (Counterinsurgency, COIN) verbindet die militärische mit einer zivilen und sogar als zivilisierend umschriebenen Einsatzdoktrin. *Douglas Porch* steckt sich nun das Ziel, deren Mythen zu relativieren. Die hohe Zeit der Counterinsurgency-Doktrin sei nunmehr vorbei, ihre Praxis sei im Irak und in Afghanistan genauso gescheitert wie zuvor in den Kolonialkriegen. Wenn dies aber durchgängig so wäre, so gleich der erste Einwand, dann bleibt erklärungsbedürftig, warum die europäischen und US-amerikanischen Streitkräfte die sieben Dekaden seit der Zeit um 1880, dem Beginn des Hochimperialismus, global dominierten.

Gleichwohl sind Porchs historischer Abriss und seine Folgerungen lesenswert und bedenkenswert. Volksaufstände, so Porch, sind so alt wie die Weltgeschichte, genauso wie der seitens der Hegemonialmacht gegen sie verübte »counter terror«. Das mit der Französischen Revolution anhebende demokratische Zeitalter brachte ein neues Militärkonzept hervor, mit dem auch die Idee der Counterinsurgency eng verbunden war. Diese Paradoxie klingt hochplausibel: Von nun an kam es darauf an, die Beherrschten von der guten Herrschaft zu überzeugen – notfalls mit Gewalt. Diese Verbindung von politischer Überzeugungstätigkeit mit militärischen Mitteln sei das Wesen von Counterinsurgency (S. 3). Die oft in der einschlägigen Literatur unterbelichteten französischen Wurzeln des Konzepts zeichnet der diesbezüglich einschlägig ausgewiesene Autor klar nach: von der blutigen Niederschlagung der Aufstände in der Vendée der 1790er Jahre über das brutale Vorgehen der französischen Truppen gegen die spanische Guerilla ab 1808 bis zu den Kolonialkriegen in Nordafrika seit 1830 und den Dekolonialisierungskonflikten des 20. Jahrhunderts.

Der Counterinsurgency inhärent ist die Auseinandersetzung mit fremden Kulturen – im bösen, gewaltsamen Sinne dieses Wortes wie dahingehend, dass sich die Soldaten und vor allem Offiziere den Gegebenheiten im Land anzupassen hätten. Die Varianten der von Porch nachgezeichneten Counterinsurgency-Konzepte verfolgten das Ziel, ihre Gegner mit den eigenen Methoden zu schlagen: taktisch wie politisch und kulturell, im Kampf genauso wie durch die Zerstörung der Wirtschaftsgrundlagen, bei Massakern genauso wie bei der Befriedung durch administrative Einbindung. Diesem Ansatz folgten auch die britischen und US-amerikanischen Konzepte. Gleichzeitig festigte sich ein Gegensatz der vor Ort agierenden Truppen zu den militärisch-politischen Zentralen im fernen Heimatland, die den Krieg nach etablierter regulärer Methode unter Kontrolle zu halten

suchten. Mit dem Thema Counterinsurgency verbinden sich zudem die im postkolonialen Diskurs problematisierten Leiterzählungen von Modernisierung nach westlichem Muster und des »orientalistischen« westlichen Blickes auf die als barbarisch geltenden »Anderen«.

Dem einleitenden Teil zum 19. Jahrhundert folgt das Kapitel »The road from Sedan«, das zeigt, wie die französische Armee gerade durch ihre internalisierte Kolonialkriegserfahrung die Fähigkeit zur Führung großer Operationen verloren habe – mit katastrophalen Folgen im Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71. In den anschließenden Kapiteln schildert Porch die krampfhaften Bemühungen, die imperiale Macht in der Zwischenkriegszeit des 20. Jahrhunderts aufrechtzuerhalten, wobei der Zweite Weltkrieg diesbezüglich keine Unterbrechung darstellte. Das gewaltsame »imperial policing«, verbunden mit einer Teile-und-Herrsche-Politik, zeitigte Folgen bis in die Gegenwart – von den britischen Mandatsgebieten im Nahen Osten bis zur »ältesten Kolonie« Großbritanniens: Irland. Das Kapitel zu den Dekolonialisierungskonflikten zeichnet eindringlich die Radikalisierung und den Kollaps der französischen Aufstandsbekämpfung, in deren Kontext auch die bis zur Gegenwart einflussreichen Klassiker von David Galula und Roger Trinquier publiziert wurden. Es folgen je ein Kapitel zum »American way of war« im Vietnamkrieg und zu den konzeptionellen, teils auch personellen Austauschprozessen der Counterinsurgency-Doktrin im Dienst der Diktaturen Lateinamerikas. Das achte und das neunte Kapitel fokussieren sich wieder auf die britische Armee. Auch deren »Dreißigjähriger Krieg« in Nordirland zeitigte problematische, nicht-intendierte Folgen. Das zehnte Kapitel trägt die natürlich ironisch gemeinte Überschrift: »Vietnam with a happy ending: Iraq and the surge«. Gemäß der lange geltenden Leiterzählung hätten die US-Streitkräfte ihre in Vietnam gelernten Lektionen vergessen. Diese seien angesichts der Konflikte in den 1990er Jahren nur zögerlich, nun aber mit Erfolg reaktualisiert worden, was Porch bestreitet.

Dieses Narrativ der die Aufstandsbekämpfung verherrlichenden »COIN-dinistas« habe falsche Lehren aus dem Irakkrieg von 1991 gezogen. Mit dem Konzept der »Revolution in Military Affairs« (RMA) sei die US-Führung der Illusion einer totalen Technologie- und Informationsüberlegenheit im Zusammenwirken mit Spezialkräften erlegen. Dieses schon 1991 fehlerhafte Konzept sei dann als Rezept für den Irakkrieg von 2003 reaktualisiert worden und eklatant gescheitert, was sodann zum Ruf nach einer konsequenten Counterinsurgency-Doktrin führte, die sich an die Namen der Generale Stanley McCrystal und David Petraeus heftete: »COIN filled a strategic vacuum in Baghdad« (S. 301). Von der republikanischen US-Regierung unter Präsident George W. Bush wurden nun aber damit genau die Social-engineering-Ansätze adaptiert, wegen derer die Vorgängerregierungen kritisiert worden waren. Auch die britische Armee sei mit ihrer angeblich höheren

Counterinsurgency-Kompetenz im Süden Iraks letztlich erfolglos geblieben. Dies liege, so Porchs regelmäßig variiertes Argument, an den Inkonsistenzen der Doktrin selbst: Es sei eine Illusion, dass »bewaffnete Sozialarbeit« in der Lage sei, Nationen zu einem akzeptablen Preis bilden zu können (S. 317). Die Taktik der Counterinsurgency sei nicht dazu geeignet, komplexe politische Probleme zu lösen, zumal deren altruistische Motive fehlinterpretiert werden könnten und westliche Werte kaum Überzeugungskraft entfalteten: »COIN operations force democracies to compromise the very freedoms and values that they are meant to export abroad.« Zudem kritisiert Porch die illusionäre Semantik, die das Wesentliche vernebele, denn »war is war!« (ebd.).

In seinen abschließenden Ausführungen fasst Porch seine Kritik am Konzept von Counterinsurgency als distinkter Form der Konfliktaustragung zusammen. Die These von den »neuen Kriegen« sei falsch. Mit dem militärischen Problem verbinde sich das semantische und juristische, denn die von den westlichen Staaten bewusst betriebene Asymmetrisierung der Konflikte stigmatisiere die Gegner pauschal zu Banditen oder Terroristen, was den unregulierten Einsatz militärischer Gewalt nur vorantreibe. Die kulturell aufgeladene negative Stereotypisierung des Gegners übertrage die orientalistischen Konzepte aus der Zeit des Imperialismus unbesehen auf die Gegenwart.

Das überaus lesenswerte Buch von Douglas Porch offenbart die Widersprüche des Untersuchungsgegenstands: die mephistophelische Eigenschaft des COIN-Konzepts als das Streben der euro-atlantischen Mächte, stets das Gute zu wollen und stets das Böse zu schaffen. Ein Einwand bleibt jedoch bestehen: Gesetzt den Fall, die militärischen Führer handelten nicht nur nach eigener Willkür (was nachweislich bisweilen aber auch der Fall war), hätten sie denn andere Optionen des Handelns gehabt, die deutlich besser gewesen wären? Der natürlich berechtigte Vorwurf, dass viele Kriege lieber gar nicht hätten begonnen werden sollen, suggeriert die Möglichkeit von Alternativen, die sich den handelnden Akteuren auf der militärischen Durchführungsebene nicht stellten. So verbleibt der Krieg als das Hauptübel selbst, das auch durch den propagierten bevölkerungszentrierten Ansatz nur begrenzt zu steuern ist. Wäre der Verzicht auf dieses Ziel besser? Gewalt bleibt friktionsbehaftet, schon weil es gewaltsame Gegner gibt. Hier versagen Rational-Choice-Ansätze von Planbarkeit genauso wie westlich-liberale Vorstellungen eines demokratischen Friedens als angeblichen Selbstläufer. Krieg bleibt Krieg, wohl wahr, doch seine Grenzzonen bleiben ein Problem.

Demselben Thema, nun in politikwissenschaftlicher Perspektive, gilt das Buch von *Lukas von Krshiwoblozki*. In einem ersten Teil legt der Verfasser eine theoretische Analyse vor, die in einem zweiten in konkreten Reformvorschlägen münden. Um es kurz zu sagen: Die Dissertation ist die Antithese zu Douglas

Porch. Auch Krshiwoblozki zieht den Bogen von den Imperial- und Dekolonisationskriegen zu den gegenwärtigen Interventionen der westlichen Armeen. Diese stehen nun im Zeichen der von den Vereinten Nationen als rechtliche Grundlage verankerten »responsibility to protect«, also dem Interventionsgebot zum Schutz Unschuldiger. In Anschluss an den Militärhistoriker Martin van Creveld und andere Autoren stellt er den »symmetrischen« (oder post-westfälischen) Staatenkrieg den asymmetrischen Konflikten gegenüber. Damit folgt der Autor der verbreiteten These, dass der Westfälische Frieden voll souveräne Staaten mit dem Recht zur legitimen Kriegführung etabliert habe. Das stimmt zwar tendenziell, doch mit entscheidender Einschränkung – gerade für dieses Thema: Schließlich konstituierte sich das Heilige Römische Reich deutscher Nation auch nach 1648 keineswegs aus voll souveränen Staaten; zudem sanktionierte der Frieden ja gerade ein Interventionsrecht der auswärtigen Garantiemächte! Die Falle also, eine komplexe Gegenwart mit einer vermeintlich eindeutigen Vergangenheit zu kontrastieren, die ihrerseits nicht erklärt wird, ist dem Autor so gewiss wie vielen anderen in Politikwissenschaft und Zeitgeschichte. Dies ist jedoch nicht der Haupteinwand.

Nach einer Diskussion der Begriffe »kleiner Krieg«, »Guerilla«, »Partisanenkrieg« und »Terrorismus« skizziert Krshiwoblozki die politikwissenschaftlichen Theorien zur asymmetrischen Gewalt. Sodann legt er in Fallstudien dar, warum der starke Akteur – also historisch meist die westlichen, europäisch-US-amerikanischen Streitkräfte – gegen schwächere Gegner scheiterten. Dem kritischen Rationalismus folgend, diskutiert der Autor mit einem strukturierten Falsifikationsverfahren verschiedene Schulen zur Bewältigung asymmetrischer Herausforderungen. Dieser im Prinzip überzeugende Ansatz mündet jedoch in einer mitunter recht schematischen Gegenüberstellung von jeweils vermuteten zweckmäßigen oder unzulässigen Handlungsalternativen. Im Anschluss an einschlägige Werke (von Andrew Mack, Gil Merom, Ivan Arreguin-Toft, Jason Lyall und Isaiah Wilson) skizziert Krshiwoblozki verschiedene Hypothesen: Der stärkere Akteur verliert asymmetrische Kriege, weil der politische Wille zu siegen schwächer ausgeprägt ist als beim Gegner; weil sein demokratisches Regierungssystem der erforderlichen Rücksichtslosigkeit im Krieg entgegensteht; weil er die falsche Strategie verfolgt oder auf die seines Gegners falsch reagiert; weil seine Streitkräfte zu stark mechanisiert sind (leider erklärt der Autor nicht, was der deutsche militärische Sprachgebrauch darunter versteht: das Gefecht gepanzerter Infanterie); zuletzt, wegen der Unterstützung aus dem Ausland (S. 110).

Klar und konzipiert bietet der Autor einen historischen Abriss über asymmetrische Konfliktbeispiele, leider aber im Lichte eher älterer Literatur. Allerdings beabsichtigt er weniger die Geschichte darzustellen als nach zeitunabhängigen Allaussagen zu suchen. Diese Vorgehensweise suggeriert die Möglichkeit, klare,

anwendbare Konzepte anzubieten – und eben dagegen richten sich die Thesen von Porch. Letztlich wird die systematische, doch allzu schematische Gegenüberstellung von symmetrischen und asymmetrischen Ansätzen der historisch greifbaren Variabilität des Phänomens der asymmetrischen Kriege nur bedingt gerecht. Zudem gilt es auch die semantische Ebene zu berücksichtigen – und damit die besonders in diesen Konfliktformen hervortretenden Sprachspiele der Kontrahenten, um ihre jeweiligen Gegner politisch, rechtlich und moralisch zu diskreditieren. Solche historisierenden Fragen stellt auch Krshiwoblozki an die von ihm analysierten Werke von anderen Autoren (S. 282), leider ohne diese Spur weiterzuverfolgen.

Trotz dieser Einwände ist der erste, immerhin knapp 300-seitige Teil des Werkes als weiterführend zu bezeichnen. Er folgt im Kern der (neo)realistischen Theorie, wonach sich der scheinbar stärkere Akteur in Wahrheit als der militärisch Schwächere erweist. Der liberalen Theorie, wonach die Niederlage des starken Akteurs durch innenpolitische Gründe im eigenen Lande bedingt sei, widerspricht der Autor (hiergegen aber überzeugend Bernd Greiner, *Krieg ohne Fronten. Die USA in Vietnam*, Hamburg 2009). Wenn Krshiwoblozki eine gesetzmäßige Gültigkeit der liberalen Theorie durch Gegenbeispiele falsifiziert, so kann ihm dahingehend gefolgt werden. Allerdings wären letztlich nur quellengesättigte Einzelfallstudien in der Lage, die jeweilige Plausibilität der verschiedenen Politikansätze (die sich ohnehin als vielfältig darstellen) zu diskutieren. Wenn der Autor zu Recht betont, dass das Militär mit angemessenen Mitteln adäquat als Instrument der Politik funktionieren soll, so ist das allein kaum eine neue Erkenntnis. Und um diesen Ansatz weiter zu verfolgen, müsste er sich in die militärischen Details hineinwagen, dann auch unter Berücksichtigung einer präziseren Fachdiktio(n) (S. 291–293, 382–387).

Der zweite Teil des Buches steckt sich das Ziel, Reformvorschläge anzubieten. Aus gleichsam großer Flughöhe werden der Bundesregierung Vorschläge zur Optimierung des Bundeswehreininsatzes in asymmetrischen Konflikten unterbreitet. Dabei unterbleibt die Betrachtung der Ausgangssituation, die im Licht der offiziellen Quellen und der mittlerweile angeschwollenen Literatur zu den Bundeswehreinätzen hätte leicht erfolgen können. Von wenig Kenntnis über Strukturen und Führungsebenen der Bundeswehr zeugt etwa der Vorschlag, dass »jedes Bataillon über eine organische Einheit zur Entwicklung und Führung von Informanten und Agenten im Einsatzgebiet verfügt« (S. 441). Jedes Bataillon? Und warum wird nicht erwähnt, dass die Verbände kaum je in ihrer organischen Grundgliederung in den Einsatz entsandt werden, sondern stets zu Task Forces aus verschiedenen Funktionselementen – einschließlich Aufklärung – zusammengestellt werden? Des Weiteren werden Informationsoperationen auf 20 Seiten abgehandelt, ohne auch nur eine Aussage zur hierfür einschlägigen Truppe für

Operative Kommunikation zu treffen (S. 449–468). Dezidiert wird die Trennung von Verbänden in solche für den »symmetrischen Staatenkrieg« und andere für Counterinsurgency gefordert (S. 469–472). Dabei wird die tatsächlich ja vollzogene Anpassung der Truppengliederungen in diese Richtung – etwa in Form der Division Schnelle Kräfte – nicht ansatzweise erwähnt. Überdies widerspricht in diesem Punkt Porch vehement.

An dem Werk von Lukas von Krshiwoblozki ist nicht alles zu kritisieren. Richtigerweise diskutiert er die Optionen zwischen direkten, gegnerzentrierten Ansätzen und indirekten, für die Counterinsurgency so bedeutsamen bevölkerungszentrierten Ansätzen, wobei er die Bandbreite zwischen den jeweils problembehafteten Alternativen offenlegt – vom »barbarischen«, zum Völkermord tendierenden Ansatz über den »Carrot-and-stick-Ansatz« bis hin zum Akzeptanz erheischenden »Hearts-and-minds-Ansatz«. Es bleibt das Problem, dass eine Hilfe für die Bevölkerung vor Ort nur dann die gewünschte Wirkung entfalten kann, »wenn sie als selbstlos angesehen wird und nicht als Vehikel zur Durchsetzung eigennütziger Interessen« (S. 316). Das ist der entscheidende Punkt: Am rein instrumentell gedachten »Can-do«-Ansatz scheiter(te)n nicht nur eine Vielzahl von Counterinsurgency-Kampagnen und humanitären Interventionen, sondern auch das zu besprechende Werk. Wo Porch zu skeptisch ist, bleibt Krshiwoblozki überoptimistisch. Sein allzu breit gewählter Ansatz um ein zugegebenermaßen höchst komplexes Thema zu erörtern, führt in diesem (allzu) dicken Buch zu (allzu) dünnen Resultaten.